Grünberger  Wochenblatt.

20. Jahrgang. **№ 30.**

Redaction Dr. W. Levysohn.

Donnerstag den 11. April 1844.

Die Klassensteuer in Grünberg.

Kaum ist diese Steuer in's Leben getreten, so läßt sich das widersprechendste Urtheil darüber vernehmen. Besonders getheilt ist die Meinung darüber, ob die Steuer zu hoch oder zu niedrig veranschlagt, ob eine weitere Erhöhung zu befürchten sei, ob nicht. Wir wollen mit wenigen Worten das Für und Wider zu beleuchten suchen:

Bekanntlich ergiebt die nunmehr geschlossene erste Steuerliste eine Summe, welche in Rücksicht auf die hohen Erhebungskosten der Mahl- und Schlachtsteuer, welche die Staatskasse jetzt erspart, dieser reichlich das einträgt, was die Mahl- und Schlachtsteuer ihr zeither aus hiesigem Orte eingebracht hat. Darum wird Niemand ohne Unbilligkeit behaupten wollen, die hiesige Klassensteuer sei für die Staatskassen zu niedrig veranschlagt. Anders ist es mit der Frage, wie sie es für hiesige Kommune sei? — Hier muß man sich verwundern, auch von umsichtigen Leuten die Befürchtung zu hören, die gegenwärtige Steuerhöhe werde als hinter der Brutto-Einnahme der Mahl- und Schlachtsteuer zurückbleibend zu niedrig befunden und mit der Zeit erhöht werden. Als wenn es unserer gerechten Regierung darum zu thun wäre, nicht sowohl die unumgänglichen Bedürfnisse des Staates durch gleich-ergiebige Steuren zu decken, als möglichst viel Geld zu machen. Bringt die Klassensteuer der königlichen Regierung dieselbe Netto-Einnahme als die Mahl- und Schlachtsteuer aus hiesiger Kommune ein — und dieß thut sie, wie oben gezeigt, — so darf keine Erhöhung der Steuer gefürchtet, im Gegentheil auf bleibende Anerkennung des Grundsatzes von Seiten der Staatsbehörden gehofft werden, daß jede directe Steuer weit lästiger als eine indirecte zu tragen, jene daher zum unbedingten Anspruch auf Erniedrigung, nicht aber auf Erhöhung berechtigt ist. So stehen die Sachen im ruhigen Zustande, doch sie können von grundaus verdorben und damit die Klassensteuer für unsere ohnedem sehr bedrängte Kommune mit der Zeit zu einer bitteren, den Rest ihres Markes ihr vollends aussaugenden Höhe, und somit zu unsäglichem Unheil für uns getrieben werden. Das Wie ist in menschlicher Schwäche und Thorheit zu suchen, unser umsichtiger Magistrat soll, wie verlautet, es bereits warnend und vorstellend den Stadverordneten zur ernsten Beherzigung empfohlen haben. Wir wiederholen daher nur, wenn wir sagen, die allmähliche Erhöhung der Klassensteuer ist allein zu fürchten, sobald wir gegen unser eigenes Blut wüthen, Bürger gegen Bürger denuncirend auftreten und die Regierung damit zu steigernden Maßregeln, die sie ohnedieß gern unterlassen hätte, zwingen. Darum die ernste Bitte an uns alle:

„wenn und so oft wir uns durch zu hohen Ansatz der Klassensteuer beeinträchtigt glauben,

nie und nimmer Hilfe im Verrath unserer Mitbürger zu suchen."

Die Klassensteuer wird uns so oder so hoch nicht deshalb aufgelegt, weil Andere sie auch so hoch bezahlen, sondern weil die Bestimmungen des Gesetzes es verlangen. Sobald wir daher einen unserer Mitbürger als vermögender denunciren, als sein Steuersatz lautet, wird allerdings die Behörde uns lieber glauben als nicht glauben, denn sie betrachtet sich auf bloßen Wahrscheinlichkeits-Beweis im Interesse der Staatskasse hierzu verpflichtet, aber sie wird und kann keinen Anlaß an unserem Verrath nehmen, um uns auch nur um einen Pfennig billiger zu stellen, als das Gesetz es erlaubt. Wir werden sonach in den meisten Fällen uns nicht genützt, wohl aber unseren Mitbürgern auf die verächtlichste Weise geschadet haben. Laßt uns, eingedenk unsers Herrn und Meisters, dem Anderen nicht anthun, was wir selbst, ginge es von diesem aus, als verächtlich und schlecht bezeichnen würden, laßt uns nicht den Mammon dieser Welt wahren, und Schaden an unserer Seele nehmen. Ein jeder reclamire so viel er will gegen zu hohe Besteurung, wenn er es mit dem Gebote „gebet dem Kaiser was des Kaisers ist" vor seinem Gewissen verträglich findet, doch niemals lasse ein ehrbarer Bürger sich verleiten, seinen Mitbürger zu denunciren. Lieber laßt uns Unrecht Jahrelang tragen, als daß wir es mit eigenem Unrecht abzuschütteln oder mit niedriger Schadenfreude das Unrecht wenigstens gemeinschaftlich mit Andern zu tragen, zu erleichtern suchten. Vorzüglich werden diejenigen unter uns, welche Eingaben für andere Bürger zu machen haben werden, ihr Gewissen in dieser verführerischen Angelegenheit nicht genug zu wahren haben, auf daß nicht gegen die gewichene Versuchung, die Staatspflichten durch Mahl- und Schlachtsteuer-Defraudationen zu verletzen, eine weit ärgere moralische Seuche, Bürger-Verrath und Schadenfreude, mit der Klassensteuer bei uns einniste!

Mein Oheim und mein Schwiegervater.

(Fortsetzung.)

Ein allgemeiner Ausbruch des Beifalls begleitete mich in die Mitte des Saales — ich freute mich ordentlich darüber. Ich tanzte mit Emma, und dieses Tanzen gefiel mir so wohl, daß ich um den folgenden Tanz bat, der mir auch zugesagt wurde. Verloren! Verloren! rief mir die ausgelassene Frau meines Freundes zu, wußte ich's nicht? o! über die Schwäche der Männer!

Ich seufzte aus der Tiefe meiner Brust, ich konnte der Muthwilligen für den Augenblick nichts erwiedern, — ich war mir wirklich in meinem Leben nie so schwach vorgekommen. Wissen Sie auch, daß ich das Alles so eingerichtet habe? fuhr sie fort, Emma mußte mir den Gefallen thun, Sie zu holen, und daß sie Königin wurde, setzte der Sache die Krone auf. Ich muß Ihnen das nur sagen, fügte sie spottend hinzu, damit Sie sich nicht etwa einbilden, Ihr eigenes Verdienst habe Ihnen zu dem Tanze verholfen!

Wenn nicht zu dem vorigen, doch zu diesem, erwiederte ich, mich in die Brust werfend, um meine Verlegenheit zu verbergen, ich höre, die Musik geht an — entschuldigen Sie, ich bin engagirt.

Sie sind engagirt? — nun das ist köstlich! darf man fragen, welcher Dame dieses außerordentliche Glück zu Theil geworden ist?

Ich werde diesen Tanz mit Fräulein Emma tanzen, preßte ich heraus, denn es war mir, als schnüre mir Jemand die Kehle zu, und so entfernte ich mich so schnell ich konnte.

Ei! Ei! Herr Direktor! Herr Direktor! — schallte es hinter mir her; ich konnte es nicht verhindern, daß ich es hörte, so sehr ich mich auch beeilte, aus der Sprachweite dieser kleinen redseligen Frau zu kommen.

Nun tanzte ich mit Emma — ja, ich tanzte mit ihr! Wenn ein Mann unter solchen Verhältnissen, in meinen Jahren, ein Mann, der es sonst mit seiner Würde unvereinbar hielt, zu tanzen, dennoch tanzt, und zwar zweimal hinter einander mit einem jungen Mädchen, das ihm kurz zuvor noch wie ein Kind vorgekommen war — so geschieht das nicht ohne Ursache. Natürlich, es wird das Jeder leicht einsehen, eben weil es so sehr natürlich ist. Ich bezahlte meine Wette mit dem freudigsten Herzen, es war mir ordentlieb unlieb, daß der Preis so gering gestellt gewesen. Neben mir hatte man Emma zu setzen gewußt, ich bemerkte wohl, daß die Andern oft freundlich neckend zu uns herüber lächelten, aber es mißfiel mir gar

nicht — kurz — es werden so viele Verbindungen auf Bällen eingeleitet, und es ist so etwas Gewöhnliches, daß es gerade dort geschieht, daß ich das Entstehen meiner Neigung oder vielmehr meiner treuen und wahrhaftigen Liebe zu der lieblichen siebenzehnjährigen Emma gar nicht so ausführlich beschrieben haben würde, hätte ich es mir eben nicht zur Aufgabe gestellt, die Sache so darzustellen, wie sie sich wirklich zugetragen hat. Schon am achten Tage nach diesem ereignißvollen Balle hielt ich bei Emma's Vater um ihre Hand an, nachdem sie mir vorher ihr „Ja" auf eine so liebliche Weise zugeflüstert hatte, daß ich einen ganz vergeblichen Versuch machen würde, dieß ebenfalls zu beschreiben, wie es sich wirklich zugetragen hat. Voll der seligsten Gefühle und der bestimmtesten Hoffnungen ging ich zu Emma's Vater, einem Advokaten bei dem hiesigen Gericht — aber nun thürmten sich mit Einemmale ganz unerwartete Hindernisse unseren Wünschen entgegen.

Der Justizrath, ein würdiger, wohlwollender Mann, dessen Locken die Zeit zwar gebleicht, dessen Geist aber ungeschwächt geblieben war, und dessen Herz noch eben so warm zu empfinden vermochte, vielleicht noch wärmer und inniger, als das der frühreifen Jünglinge unserer Zeit — der Justizrath empfing mich auf das Herzlichste und Freundlichste, hörte meine Wünsche, wahrscheinlich weil er sie vorausgesehen hatte, ohne eine Ueberraschung zu verrathen, lächelnd an, und erwiederte dann, indem er mir die Hand reichte:

Ich darf Ihnen wohl kaum sagen, mein bester Herr Director, daß ich mich durch Ihren Antrag sehr geehrt fühle, jeder Vater würde erfreut sein, einen so allgemein geachteten und hochgeschätzten Mann in seine Familie aufnehmen zu können. — (Ich bin genöthigt, um treu zu erzählen, hier die eignen Worte des Justizrathes anzuführen, der es übrigens, wie alle Advokaten, nicht so sehr genau mit Redensarten nahm, weshalb der Leser dies nicht als ein Selbstlob ansehen wolle.) Auch glaube ich, daß Emma in Ihrem Besitze glücklich sein wird, kurz, ich habe nichts gegen diese Verbindung einzuwenden. —

Ich ergriff gerührt seine Hände, und wollte ihn eben bitten, mit mir hinauf zu meiner Braut zu gehen, als er fortfuhr: Dennoch kann ich Ihnen, so widersprechend es klingen mag, das Jawort nicht ertheilen. Nehmen Sie dies nicht, — setzte er noch freundlicher hinzu, als er sah, wie ich erblaßte und fühlte, wie meine Hände leise in den seinigen zu zittern begannen, nehmen Sie dies nicht für eine durchaus abschlägige Antwort an — im Gegentheil, ich hoffe, daß das, was Sie jetzt von mir erbitten, Ihnen und Emma in einiger Zeit gewährt werden wird — aber für jetzt ist dies nicht möglich. Sie müssen sich noch etwas gedulden. Es soll meine Sorge sein, die Zeit der Ungewißheit möglichst abzukürzen.

(Fortsetzung folgt.)

Theater in Grünberg.

Am 8. April Doktor Faust's Hauskäppchen oder die Herberge im Walde. Die seit Raimunds geistreichen Produktionen überall in Deutschland sich kundgebende, vortheilhafte Meinung für die Wiener Posse hatte auch bei uns von vorn herein ein für das angezeigte Stück günstiges Vorurtheil erweckt, das durch die beifällige Aufnahme in Berlin und anderen Orten noch gesteigert wurde. — Sollten wir indeß, nachdem wir es gesehen, ein Urtheil über den Werth des Stückes abgeben, so müßten wir wohl die Idee und die Anlage lobend hervorheben, gegen die Ausführung jedoch, besonders aber gegen die Weiterspinnung des fast ganz überflüssigen dritten Aktes laute Bedenken vorbringen. Was hätten sich nicht mit Hilfe eines so wunderbar begabten Käppchens für interessante Situationen und Verwicklungen hervorzaubern lassen; doch genug von dem, was hätte sein können, wenden wir uns zu dem, was uns geboten wurde. — Pimpernuß (Hr. Brenk) machte von seinem komischen Talent allerdings drastischen Gebrauch, wie es uns aber vorkam, an manchen Stellen nicht den rechten, zudem war ihm der Dialekt nicht geläufig, und ebenso schienen auch die vielen schlechten Witze, die seine Rolle ihn zu sagen zwang, sein eigenes schöpferisches Genie niedergedrückt zu haben. Indessen genügte er doch anderseits wieder durch Gewandtheit und durch den gelungenen Vortrag einiger komischen Liedchen, bei deren einem jedoch Gesang und Begleitung durchaus nicht in Einklang zu bringen waren. — Waltraud, die einzige bemerkenswerthe weibliche Rolle, war durch Madam Gliemann genügend besetzt, ebenso war Herr Stein (Silberpappel) recht befriedigend; daß der aufgeblähte,

hohlköpfige Kammerjunker so sehr als Karrikatur erscheinen sollte, liegt vielleicht nicht in der Idee des Dichters, doch ist es bei solchen Rollen wohl sehr schwierig, die richtige Grenze zu finden. — Advokat Drehpfiff (Hr. Bachmann) hatte eine so täuschende Maske gewählt, daß es kaum möglich war, ihn wiederzuerkennen; auch verstand er es, den komischen Charakter der Rolle recht gut aufzufassen und wiederzugeben. — Kneifer (Hr. Grabl) spielte einen ganz passablen Schurken; eine gewisse Einförmigkeit sollte er jedoch in solchen Rollen zu vermeiden suchen. — Schusselmann (Hr. Meinhold) war in seiner kleinen Rolle höchst belustigend. Gerufen wurden die Herren Brenk und Meinhold, die im Charakter ihrer Rollen witzig dankten.

Mannichfaltiges.

*In diesem Augenblicke macht in Paris ein indischer Fürst mit französischem Namen, Sombre, der Sohn eines französischen Abenteurers und einer indischen Fürstin, großes Aufsehen. Er sah sich veranlaßt, mit seinem ungeheueren Vermögen sich nach England zu begeben, und wurde in London auf das Zuvorkommendste aufgenommen. Die aristocratischen Salons öffneten sich ihm; er legte allmälig die indische Kleidung ab, die Damen machten ihm den Hof und die jungen Mädchen, die sich anfangs vor seiner dunkeln Farbe, seinem Othello-Aussehen gefürchtet hatten, legten ihre Aengstlichkeit ab, sobald sie von seinen Millionen hörten und vernahmen, daß er noch unverheirathet und nicht abgeneigt sei, sich mit einer Europäerin zu verbinden. Wie hätte er auch widerstehen können? Er entschied sich endlich für die schöne Tochter des Lord.. — Die Verbindung wurde durch die glänzendsten Feste gefeiert, und da der Fürst mit den englischen Gesetzen nicht bekannt war, so überließ er sich gänzlich der Leitung der Advokaten, die man ihm empfahl. Diese sagten ihm, daß er seiner Frau 200,000 Pfd. Sterl. aussetzen müsse; er fand dies ganz in der Ordnung, und der Ehe-Contract, der die junge Frau bereicherte, wurde unterzeichnet. Im Anfange ging Alles ganz gut; die Millionen und der junge Mann waren gleich gern angenommen worden, aber diese gleiche Beliebtheit dauerte nicht lange. Die Frau fand, daß der Mann noch zu sehr Indier sei, noch zu viel Asiatisches an sich habe; er wollte sich in die Sitten und Gebräuche der englischen Gesellschaft nicht finden, und namentlich war er für ein civilisirtes Land viel zu eifersüchtig. Die Feindseligkeiten begannen deshalb bald nach den Flitterwochen, und die Familie der jungen Frau benutzte seine Seltsamkeiten, um ihn für — verrückt zu erklären, und sein Zorn darüber mußte als Beweis seiner Geisteskrankheit dienen. Zwei Aerzte untersuchten ihn und stellten ein Zeugniß aus, daß er wahnsinnig sei, und in Folge davon sollte er eingesperrt werden. Der Fürst Sombre vertheidigte sich wie ein Löwe, aber er unterlag und wurde in ein Irrenhaus gebracht. Sein Vermögen kam unter Sequestration und seine Frau erhielt die ihr contractlich zugesicherten 200,000 Pfd. Sterl. (über eine Million Thaler). Dieser Zustand hätte sehr lange, vielleicht das ganze Leben des unglücklichen Fürsten hindurch dauern können, wenn es demselben nicht gelungen wäre, die Wachsamkeit seiner Wächter zu täuschen. Mit Hilfe eines treuen Dieners entkam er aus dem Irrenhause, in welches man ihn eingesperrt hatte, gelangte auf ein Schiff, und kam auf demselben, zwar frei, aber ohne Geld, in Havre an. Ein Mann, der mehrere Millionen in der englischen Bank liegen hat, findet Kredit; der Fürst begab sich nach Paris, macht dort ein großes Haus, und bereitet sich zu einem Prozesse gegen seine Frau vor. Viele französische Aerzte haben ihm bezeugt, daß er nicht verrückt sei, und man sieht mit Spannung diesem merkwürdigen Rechtsfalle entgegen.

*Lieber Doktor, sagte eine Kranke zu ihrem Arzte, helfen Sie schnell, ich habe eine lebendige Maus verschluckt. — Ungläubig sah der Arzt sie an und wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. — Ja, ja, fuhr die Dame sehr ernsthaft fort, es ist so, wie ich Ihnen sage. Ich schlief mit offenem Munde, da ist mir die Maus die Kehle hinabgelaufen, und nun fühle ich, wie sie im Magen nagt, um wieder herauszukommen. — Ja, wenn sich die Sache so verhält, erwiderte der Arzt ganz ernsthaft, so müssen Sie eine Katze verschlukken, damit diese die Maus frißt.

Druck und Verlag von W. Levysohn.